



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1935

8 (1935)

Caritasblüten

Nr. 8

1935



Mariä Himmelfahrt

Wer ist die, die aus dem Dämmerlichte
Wie die Morgenröte glänzt hervor,
Wie der Mond so schön und doch so schlichte,
Furchtbar wie ein starker Kriegerchor?
Wer ist jene Judith ohnegleichen,
Die des Drachen Haupt mit Füßen tritt,
Welcher selbst der Hölle Macht muß weichen,
Deren Lippen Anmut überzieht?
Leise flüstern sich's die Engelscharen
Drüben zu im hellen Himmelsaal,
Wohin triumphierend aufgefahren
Heut Maria ist vom Erdental.
Und gestützt auf den Geliebten waltet
Hin die Reine an Jehovas Thron,
Während es durch alle Himmel schallet:
„Sanctus! Gott dem Vater, Geist und Sohn!“

Neue Jubelhymnen dann ertönen:
„Salve! Königin und Mutter traut!“
Des Dreieinen Hände aber Krönen
Seine Tochter, Mutter, seine Braut.
Ihm zur Rechten, dessen Größe fassen
Nicht die Himmel, thront sie nun alldort.
Doch — wo hast du denn dein Kind gelassen,
Mutter, als du zogst zum Himmel fort?
Soll es bleiben ohne dich hienieden,
Wo kein Mutterarm es mehr umschlingt,
Wohin selten nur aus Edensfrieden
Sich ein Stern durch Erdennächte ringt!
Nimm es mit, dein Kind, in jene Sphären,
Wo du herrschest nun als Königin,
Ziehe es aus diesem Tal der Zähren
An dein liebend Mutterherze hin!

Die neue Kirche in Maria Trost und ihre Einweihung

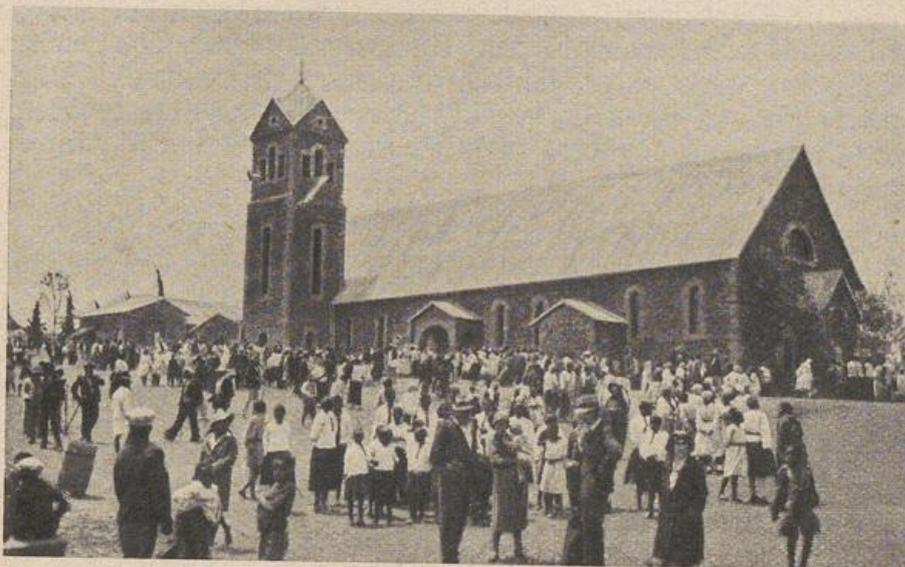
Das neue Missionskirchlein war zwei Jahre unser Liebling, aber auch unser Sorgenkind. Das Bauen ging langsam voran; man mußte Bruchsteine nehmen, weil keine Ziegel zu haben waren. Was an Arbeitsmaterial herbeigeschafft werden mußte, hatte man in Highflatehs an der Bahn zu holen, und das bedeutet eine Tagereise hin und eine zurück; dazu war es eine Überanstrengung für Menschen und Tiere. Wagen und Geschirr wurden immer schlechter, die alten, harten, schlechten Riemen wußte die gute Schwester Martha oft nicht mehr in Ordnung zu bringen. Dann ging der Zement aus, ein anderes Mal kam der Gips nicht an, dann reichte der Kalk zum Weißen nicht; kurz, es verging kein Tag ohne Hindernisse und große Geduldproben. Aber der Gedanke, die Mutter Gottes soll doch eine schöne Kirche haben, damit alle Gläubigen hineingehen können, eiferte immer wieder an. —

Nun war die Kirche fertig! Kirchenmaler gibt's im Lande nicht, und einen von auswärts kommen lassen, dazu war kein Geld da. Wir Schwestern machten uns selbst an die Arbeit. Der Bruder Baumeister machte an die Wand ein paar himmlische Torflügel, und ich sorgte für einen Ausblick in den Himmel. Den schwarzen Arbeitern ging dabei vor Verwunderung der Mund kaum mehr zu, und erst, als ich die Engelsköpfchen an die Wand malte, da gab's ein Staunen, und es verbreitete sich die Mär, daß ein Wunder geschehen sei. Jeder kam und wollte ein wenig zuschauen, wenigstens von ferne. Die Kinder waren nicht mehr wegzubringen. Als ich nun die Himmelstüre bronziert hatte, wurde die Statue herbeigeholt, um zu sehen, ob sie den richtigen Platz bekomme zwischen den gemalten Engelsköpfchen. Gott sei Dank! Das klappte. Nun kam die Hauptarbeit, dem Bogen über dem Presbyterium ein Kleid zu geben. Da sollte nun der Heilige Geist über den Wassern schweben, umgeben von Licht und Feuer, dann noch ein paar Engelsköpfe und rundherum weiße Wölkchen. Rund um den Bogen kam die Schrift: „Sanctus! Sanctus! Sanctus!“ Und unser Presbyterium war fertig gemalt. Was akademisch gebildete Künstler dazu sagen, weiß ich nicht, aber unser Wölkchen ist ganz begeistert davon, und es geht ja nur darum, die Herzen zur Andacht zu stimmen.

Zwei Tage vor der Einweihung stellten sich schon die ersten Kirchweihgäste ein. Wir waren froh, denn sie waren eine sehulichst erwartete Hilfe für uns Schwestern. Schwester M. Amiliana von Himmelberg und Schwester Oberin vom Sa-

natorium mit Begleiterin sahen beim ersten Blick, daß wir tief in der Arbeit saßen, und sie unterstützten uns mit großer Liebe und Aufopferung.

Bald flatterten die Fahnen vom Turm, Kränze und Wimpel prangten an der Veranda. Es wurde die Ehrenpforte aufgestellt; kurz, man wetteiferte, um alles festlich zu schmücken. Ungefähr 2000 Christen kampierten am Festtage rings um die Station, und alle mußten etwas zu essen haben. Elf Ochsen, zu deren Bezahlung das ganze Volk beisteuerte, fielen unter dem Beil. Es wurde gekocht und gebraten, um alle zu sättigen. Der Bruder Photograph, welcher von Ma-



Maria-Trost. Kirche am Tage der Einweihung

riannahill extra hierher gekommen war, konnte manch drollige Aufnahme machen. Wir brauchten nicht zu rufen: „Strömt herbei, ihr Völkerscharen!“ Sie kamen schon von selbst.

Es war ja auch hoher Besuch angemeldet; außer unserm hochwürdigsten Herrn Bischof kam auch noch der Päpstliche Legat von Süd-Afrika Mgr. Gijlswijk. Drei Eingeborene ritten bis zur Polizeistation den hohen Gästen entgegen; von dort aus gaben sie uns das verabredete Zeichen mit der Flagge, woraufhin von der Mission die Glocken erklangen. Alles strömte zur Ehrenpforte am Eingang. Unsere drei schwarzen Ehrenreiter fühlten sich in ihrer ganzen Würde; sie strahlten vor Vergnügen und schwangen ihre Fahnen aus Leibeskräften. Nach der Begrüßung begab sich der Zug zur Kirche. Welch freudige Überraschung wurde uns da geboten! Eine ganze Schar weißgekleideter Mädchen, — es waren die Marienkinder der marianischen Kongregation von Otting mit

ihrem Präses, — kamen den Berg herunter gewandert, Mutter-Gottes-Lieder singend. Diese Festüberraschung hob die Stimmung noch mehr, und manchem, dessen Gewissen nicht recht in Ordnung war, kam es zum Bewußtsein, daß die Seele auch ein Feiertagsgewand anlegen müsse, und sie ließen sich tiefsinnig im Eckchen am Beichtstuhl nieder.

Samstag abend 7½ Uhr riefen die Glocken alle Gläubigen zum letzten sakramentalen Segen in der alten baufälligen Kirche. Die schöne Mutter-Gottes-Statue stand in der Mitte bereit, um auf einer Tragbahre in das neue Heiligtum gebracht zu werden. Es war eine Lichterprozession geplant; da wollte der Regen einsetzen, aber die Sonne vertrieb ihn, und die Gnadenmutter, getragen und begleitet von der Jungfrauen-schar der marianischen Kongregation und von vielen Priestern, hielt ihren Einzug ins neue Gotteshaus. Dort wurde sie auf ihren Ehrenplatz über dem Hochaltar erhoben. Rührend klang das Lied in stiller Abendstunde: „Eh' Mame, nina womsindisi.“

„O Mutter mit dem Himmelskinde,
Das jedes Leiden uns verlüßt
Und uns erlößt von Tod und Sünde,
Sei, milde Jungfrau, uns gegrüßt!“

Der Festprediger ermunterte die Leute, in all ihren Leiden zur Mutter und Trösterin der Betrübten ihre Zuflucht zu nehmen; sie ist ja in dieser Kirche als Königin eingezogen, um dort jetzt ihren göttlichen Sohn, den Christus König, zu erwarten, der über alles herrschen wird.

Tief ergriffen zogen sich nach dieser Feier in stiller Abenddämmerung die Gäste zurück. — Da kam der Sonntagmorgen vom Christ-Königs- und Kirchweihfest; strahlend im Morgenrot lachte er dem Volke zu. Große Scharen drängten sich zu den zahlreichen hl. Messen, und alle gingen zum Tisch des Herrn. Um 10 Uhr wurde die Weihe der Kirche vorgenommen, dann öffneten sich die Türen weit vor der wartenden Menge, und im Nu war alles bis auf das letzte Eckchen besetzt. Es begann der feierliche Gottesdienst; nicht nur Christen und Heiden, sondern auch Protestanten waren ganz hingerissen von der Schönheit desselben. Der hochwürdigste päpstliche Legat zelebrierte, und da seine persönliche Erscheinung schon Eindruck auf die Schwarzen macht, imponierte er im Ornat noch viel mehr. Die Heiden sagten nach der Feier: „Das war ja der liebe Gott selbst; er hat ganz die Augen vom lieben Gott!“

Die Freude über die neue Kirche, über die ganzen Zeremonien und den Gottesdienst rief eine solche Bewunderung unter den Heiden hervor, daß man nur strahlende und freu-

dige Gesichter sah. Ein altes Mütterchen sagte zum Pater Rektor: „Da drinnen in der Kirche ist es ganz wie im Himmel!“ Ein sakramentaler Segen schloß die erhabene Feier.

Inzwischen hatte sich der Himmel bewölkt, und die meisten Festgäste brachen eilig auf, denn niemand riskierte, das Auto auf unseren Wegen zur Regenzeit am Rollen zu haben. Auch die Eingeborenen eilten aus Furcht vor einem Landregen noch am gleichen Tage nach Hause.

Alles ist friedlich verlaufen, und wir denken heute noch gern an den schönen Kirchweihstag zurück in der Hoffnung, daß die neue Kirche eine Gnadenstätte werde, von wo aus der Segen sich über die ganze Umgegend verbreitet.



Selig sind die Trauernden

I.

Vor mehreren Jahren beherbergte die Küste von Coromandel eine Indianerfamilie, welche wohl ein Beispiel häuslichen Glückes genannt werden konnte. Von der Fruchtbarkeit des Bodens unterstützt, erwarb der alte Sina Monton mit seinem Sohne Carpen reichlichen Lebensunterhalt, während die junge Ehefrau des Letzteren die häuslichen Arbeiten verrichtete. Obwohl noch in der Nacht des Unglaubens befangen, war ihr Lebenswandel rein und fromm und der Himmel setzte ihrem Glücke die Krone auf, als Anamal zwei gesunden Kindern, einem Knaben, Sola-Monton, und einem Mädchen, Ton-Amal, das Leben schenkte.

Aber bald sollten schwere Schatten über die glückliche Familie ziehen; Gott wollte sie durch Leiden zu seiner Erkenntnis führen.

II.

Es war ein schlechtes Jahr für den Fischfang und trotz größter Anstrengung konnten die beiden Männer kaum mehr das Nötigste ernten, die ganze Familie zu ernähren. So beschlossen sie denn, eine weitere Fahrt zu unternehmen, die sie mehrere Tage fernhalten würde. — Aber auch dies wollte nicht glücken; am zweiten Tage erhob sich ein furchtbarer Sturm und nur Carpens ganzer Kraft war es zu danken, daß das kleine Boot nicht von den haushohen Wogen verschlungen wurde. Besinnungslos lag der alte Vater am Boden des Schiffes ausgestreckt, als endlich nach Stunden der höchsten Qual der Himmel sich aufheiterte und es Carpen gelang, den heimatlichen Strand zu erreichen.

Mit Freudentränen empfing ihn die Gattin, aber schon harrte ihrer eine neue Sorge. Der alte Sina Monton, solchen Gefahren nicht mehr gewachsen, fiel einer schweren Krankheit zum Opfer. Trotz der sorgsamsten Pflege raffte ihn dieselbe rasch dahin.

Nachdem die Ehegatten ihm mit aufrichtiger Trauer die letzten Ehren erwiesen hatten, beschloßen sie, um Arbeit zu finden, nach Ceylon überzusiedeln. Sie verkauften all ihr Hab und Gut, um das Reisegeld zu gewinnen und nahmen schweren Herzens Abschied von der alten Heimstätte; nur den Kindern machte diese Veränderung ungeteilte Freude, wie es so das Vorrecht ihres Alters ist. Und so traten sie die Reise an, der ungewissen Zukunft entgegen; nur die von ihnen so hochverehrten Götzenbilder nahmen sie sorgfältig mit. —

III.

Die Reise ging ohne viel Beschwerde vor sich und mit neu erwachter Hoffnung landeten sie in der neuen Heimat. Bald bezogen sie eine kleine, sehr armselige Hütte unweit des Türkenviertels. Aber ach! es wollte sich keine Arbeit finden lassen und nach kurzer Frist sah sich Anamal gezwungen, das letzte Schmuckstück zu verkaufen, um den Hunger der Kleinen zu stillen.

Endlich nahm man Carpen zu Trägerarbeiten am Hafensplaz an, und nun wechselten gute und böse Tage, je nach dem Verdienst, der ihm zuteil ward; an ihrem festen Glauben, an eine höhere, gütige Macht, die doch alles noch zum Besten führen würde, hielten aber die braven Ehegatten unentwegt fest.

Eines schönen Tages, als Carpen bei der Arbeit war, trat ein vornehmer Türke bei Anamal ein und machte ihr den Vorschlag, ihm die kleine Ton-Amal zu verkaufen. Mit Abscheu wies sie den entwürdigenden Antrag von sich und nahm sich vor, künftig die Kleine nie aus den Augen zu lassen.

Als Carpen zurückkehrte, erzählte sie ihm alles und beide bebten bei dem Gedanken an die Gefahren, denen die Kleine wohl ausgesetzt war.

IV.

Einige Tage später wurde Carpen mit der Ausladung von Teekisten beschäftigt, welche Arbeit der Besitzer selbst, ein reicher englischer Gutsbesitzer, überwachte. Der Fleiß und die Bescheidenheit des Arbeiters machten einen so günstigen Eindruck auf Sir. N., daß er ihm am Abend das Anerbieten stellte, samt seiner Familie auf sein Landgut zu ziehen, da er just solch' einen Arbeiter brauche. Carpen schlug ein, und groß war Anamals Freude; ihres Bleibens wäre nicht länger mehr

gewesen, da der Türke stets die Hütte umschlich und schon mehr als einen, zum Glück vereitelten Versuch gewagt hatte, die kleine Ton-Amal zu entführen.

Der kurze Umzug wurde rasch bewerkstelligt; Anamal wurde zur Hüterin der beiden Kinder des Hauses angestellt, und die vier Kleinen waren bald unzertrennlich. Nach kürzester Frist war die brave Familie überall beliebt; ihre Treue, ihr rechtlicher gerader Sinn machten ihre Herzen zum fruchtbaren Erdreich, das Samenkorn der göttlichen Wahrheit über kurz oder lang aufzunehmen und schon nahte der Schicksalsschlag, den Gott als Werkzeug wählte.

Ein Jahr nach ihrem Einzug auf das Gut brachte man eines Abends Carpen auf einer Bahre anscheinend leblos nach Hause. Eine Schlange der gefährlichsten Sorte hatte ihn gebissen, und nur Anamals eifrigen Versuchen gelang es endlich, die Besinnung zurückzurufen. Sir. N. half eigenhändig dem rasch herbeigerufenen Arzte, aber leider umsonst, das Ubel hatte zu viel Zeit gehabt, sich zu verbreiten.

Der Schmerz der Gattin und Kinder war grenzenlos, als sie sahen, daß trotz der liebevollsten Pflege Tag um Tag das Ende näher rückte.

Nun wurde noch der letzte Versuch gewagt, Carpen in das Spital der barmherzigen Schwestern zu bringen. Anamal begleitete ihn, aber auch hier wurde er unheilbar erklärt. Nun kannten die Schwestern nur noch eine Sorge: ihn zur Wahrheit zu bekehren. Dem heldenmütigen Beispiele dieser gottgeweihten Jungfrauen, ihren sanften, zu Herzen gehenden Reden, ihrem heißen Gebete gelang es, ihn zur Bereitwilligkeit am Unterrichte zu bringen. Anamals schüchterne Einwände von dem Zorne ihrer Götzen wußte er siegreich zu widerlegen. Nach einigen Unterrichtsstunden des eifrigen Spitalgeistlichen empfing Carpen mit heiliger Andacht die Taufe und wenige Tage später gab er mit vollkommener Ergebung den Geist auf.

Anamal hatte er so zu überzeugen gewußt, daß sie ihm versprach, ebenfalls katholisch zu werden, was sie mit beiden Kindern auch tat. Sir. N. hat ihr das Versprechen abgenommen, bis zu ihrem Lebensende auf seiner Besizung zu bleiben.

Gottes Wege sind nicht unsere Wege — wenn einst Carpen und Anamal im ewigen Lichte sich wiedersehen, dann erst werden sie ganz begreifen, was man hienieden nur ahnt, wenn sie die Engel das göttliche Wort singen hören:

„Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden!“

3

Von meinen apostolischen Freuden und Leiden

Lourenço Marques, Portugiesisch-Ost-Afrika

Zweiter Teil

Das Fest des guten hl. Josef, des Freundes der Liebhaber des hl. Herzens Jesu, bietet mir eine willkommene Gelegenheit, mal wieder etwas von meinen apostolischen Freuden und Leiden zu erzählen. Es gibt wohl kaum etwas während unserer irdischen Pilgerfahrt, was uns so beglückt wie das Bewußtsein, eine Seele dem Verbrechen entzogen zu haben; und auf der andern Seite gibt es kaum etwas, was uns so viel Schmerz verursacht, als Missionschwester sehen zu müssen, wie Seelen trotz aller Bemühungen sich nicht retten lassen wollen, sondern mit offenen Augen dem ewigen Untergang entgegenzueilen. Mein Leben hier ist voll der schärfsten Gegensätze in bezug auf diese Seelenstimmungen, je nachdem ich eine Seele für den lieben Gott gewinne oder verliere.

Am Fest der hl. Apostelfürsten im vorigen Jahre brach eine alte, sehr fromme Spanierin, die erst vor zwei Jahren hierher gekommen ist, ein Bein. Da wir hier keine Krankenpflege haben, machen wir auch für gewöhnlich keine Besuche. Doch da die Dame, deren Enkelin unsere Schule besuchte, und deren Sohn Jesuit ist, schon so viele Opfer zu bringen hatte, beschloß Schwester Gerardis und ich, dem Bitten der Kranken endlich nachzugeben und sie mal zu besuchen. Dieser Besuch war von außergewöhnlicher Freude für die Leidende und von großer Belehrung für uns, da wir sahen, wie heiligmäßige Seelen leiden und opfern. Schwester Gerardis erhielt die Erlaubnis, an den schulfreien Samstagnachmittagen eine schwerkranke junge Frau im Krankenhaus zu besuchen, diese Zeit benutzte ich, um noch mehrere Besuche bei der lieben, alten Spanierin zu machen, in deren Familie noch eine unverheiratete Tante und Großtante vorhanden sind. Da die Gespräche mit der Kranken meistens sehr religiös waren, ließen sich die Verwandten immer weniger sehen, und ich vermutete bald — „Da stimmt es nicht, — man weicht den frommen Unterhaltungen aus“ usw. Nach und nach erfuhr ich denn, daß Tante und Großtante die hl. Sakramente schon lange nicht mehr empfangen hatten. Das ging mir sehr zu Herzen, aber ich hatte so wenig Mut, einen Angriff zu wagen, da ich so schlecht Spanisch verstehe, zudem ist die Großtante auch sehr schwerhörig, und zu alledem kam sie mir auch sehr verbittert vor. Jedenfalls fing ich an, diesen beiden Unverheirateten mit besonderer Freundlichkeit zu begegnen, um sie etwas anzuziehen. Eines Tages nahm ich die Jüngere etwas abseits, und mit wenigen Worten aber vielen Gebärden bat ich

sie dringend, doch bald einmal wieder den lieben Heiland zu empfangen. Sie versprach es, und schon am andern Sonntag sah ich sie in der 9-Uhr-Messe sich den Weg durch die dichtgefüllte Kirche zur Kommunionbank bahnen. Jetzt galt es noch, mit der alten Tante fertig zu werden. Das war ein gutes Stück Arbeit; denn man mußte ja das Haus zusammenschreiben, um sich verständlich zu machen. Mittlerweile hörten auch die Krankenbesuche auf, da die liebe Dame schon im Stuhle sitzen konnte. Eines Tages sagte ich zu Schwester Oberin: „Ich möchte doch noch mal gern zu der spanischen Familie gehen, um die Schwerhörige mit dem lieben Gott auszuföhnen.“ Nachdem ich die Erlaubnis erhalten und großes Vertrauen in mir verspürte, begab ich mich auf die neue Bekehrungsreise, welche mit dem Versprechen seitens der Dame endete, am folgenden Freitag in unsere Kapelle zum Beichten zu kommen. Mehr als eine Stunde vor der angesetzten Zeit war sie an Ort und Stelle, und nachdem sie die Absolution empfangen hatte, blieb sie noch lange beim lieben Heiland allein. Ich habe schon manches ergreifende Dankeswort gehört, aber selten hat mich etwas so gepackt wie die innigen, tiefempfundenen Worte jener armen, jetzt so glücklichen Schwerhörigen, die nicht aus Bosheit, sondern aus Schwäche dem göttlichen Seelenfreunde ferngeblieben war. Wer war seliger, sie oder ich?

Die großen Sommerferien vom 1. Dez. bis 1. Febr. sind besonders dem Religionsunterricht der Kinder anderer Schulen gewidmet. So hatte sich auch in den letzten Weihnachtsferien eine nette Anzahl, bis zu 40 Kindern, eingefunden, von denen 26 die heiligen Sakramente empfangen. Fünf Erwachsene wurden auch auf die heilige Firmung vorbereitet. Im vorletzten Jahre hatte ich viel Verdruß in der Vorbereitung; denn die Kinder kamen so unpünktlich und lernten so schlecht. Das letzte Mal war es wirklich eine Freude. Die Kleinen kamen so regelmäßig, lernten sehr fleißig und eiferten mich durch ihre große Aufmerksamkeit immer noch mehr an. Schwester Oberin, die mir ab und zu während der Stunde etwas zu sagen hatte, denn unsere Schulvorsteherin, Schwester Gerardis, war verreist, fiel dieser ungewöhnliche Eifer auch auf. Der Religionsunterricht war schon einige Wochen im Gange, da rief mich Schwester Oberin eines Tages heraus und sagte mir, daß an der Haustür eine sehr einfache Frau sei, die wegen eines Mädchens mit mir sprechen wolle. Nun bin ich niemals beglückt, wenn ich den Unterricht unterbrechen muß; denn die Zeit ist so kostbar, aber ich ging doch gleich hinaus. In der offenen Haustür stand scheinbar eine sehr arme Frau ohne Hut und zeigte nach draußen auf das Gartentor, an dem ein etwa 15jähriges armes Mädchen, die Tochter einer ihrer Nachbarinnen, lehnte und fragte, ob jenes Mädchen noch mit den

andern Kindern zu den heiligen Sakramenten vorbereitet werden könnte; sie habe noch nie Religionsunterricht gehabt, sei in einem Regierungsinstitut untergebracht und verbringe jetzt die Ferien bei ihrer Mutter. Ich rief das Mädchen herein, und nach einigen Fragen schickte ich es in die Klasse zu den andern Kindern, unter denen sie eine gleichalterige Bekannte fand. Ich stand wie auf glühenden Kohlen, um nur wieder in meine Klasse zu kommen, doch folgte ich der Gnade und bat die Frau, einige Minuten ins Sprechzimmer zu kommen; ich wollte ihr eben auf den Zahn fühlen. Da gestand sie denn, daß sie vor der Heirat, also vor etwa 23 Jahren, einmal gebeichtet und die heilige Kommunion empfangen habe, seitdem nie wieder. Ich bestellte sie für den nächstfolgenden Tag des Nachmittags zum Unterrichte. Aber schon am andern Morgen fand sie sich ein, um das Nachbarmädchen zu bringen und ihren 8—9jährigen Sohn. Sie selbst blieb die ganze Zeit hinter den Kindern in der letzten Bank und hörte aufmerksam zu. Die arme Frau kam nun jeden Morgen mit den Kindern und außerdem noch einige Nachmittage zu besonderer Vorbereitung. Da zeigte es sich, daß sie überhaupt noch nicht die hl. Sakramente empfangen hatte, sondern wahrscheinlich nur Taufe und Ehe. Nach dem Tode des ersten Mannes hatte sie noch zwei Kinder mit verschiedenen Männern, den 8—9jährigen Jungen und einen 3jährigen, noch ungetauften. Es lag ein Seelenbuch von tiefem geistigem Elend vor mir. Schwarz wie die Nacht waren einige Seiten, aber sie schienen sich zu klären, heller zu werden; denn die Seele war von wunderbarer Einfalt und Zerknirschung, so begierig, sich dem Guten Hirten demütig in aufrichtiger Selbstanklage zu Füßen zu werfen. Die Frau war sehr arm. Eine Dame hatte ihr ein schwarzes Spitzenkleid geschenkt, aber die Ärmel waren so durchsichtig, so wollte sich die Büsserin doch nicht dem lieben Heilande nahen. Gott sei Dank fand ich noch etwas geschenkte schwarze Seide. Nun fehlte noch ein Hut. Eine gute Bekannte, die ich bat, schenkte einen sehr feinen Hut, der fast zu schön war. Man hatte uns kürzlich auch noch allerlei gute Leibwäsche geschenkt, so daß das arme Geschöpf mit allem versehen werden konnte. Als dann der Tag der Ausöhnung mit dem lieben Gott kam, war die Frau wie verändert. Sie bekam einen ganz andern Gesichtsausdruck, der auch geblieben ist. Des Sonntags nach der hl. Messe wartet die gute Frau öfters auf mich, um mir zu sagen, daß sie schon in der hl. Messe war, daß sie noch in eine zweite gehen will, daß sie wieder die hl. Hostie empfangen habe. Sie meint ja, sie müsse mir das mitteilen. Dann guckt sie mich so liebend an und sagt: „Foi a Irmã, que-me ensinou.“ („Es war die Schwester, die mich unterrichtete.“)

Am Palmsonntag um die Mittagstunde wurde ich zu einer

Dame mit zwei Kindern ins Sprechzimmer gerufen. Alle drei trugen eine meterlange Palme in der Hand, die sie soeben bei den feierlichen Zeremonien der Palmweihe empfangen hatten. Der 10jährige Sohn hatte in den Ferien die heiligen Sakramente empfangen und mir durch seinen Eifer und seine Klugheit viel Freude bereitet. Das 8—9jährige Mädchen sollte jetzt in der Osterzeit sich zum erstenmal dem eucharistischen Heiland in der hl. Kommunion nahen. Die Dame selbst hatte etwa 9 Jahre die hl. Sakramente nicht mehr empfangen und auch während ebenso langer Zeit ihrer Sonntagspflicht nicht genügt, bis im Dezember die Kinder zum Religionsunterricht kamen: da wurde die Mutter, die eine sehr religiöse Erziehung genossen, wieder an alles erinnert. Damals stellte es sich gelegentlich einer Aussprache heraus, daß sie ihre Schuld genau kannte. Ich tat mein Möglichstes, sie diesem elenden Sünden- zustand zu entreißen und konnte nicht begreifen, warum sie sich nicht erhob, um ein neues religiöses Leben zu führen. Da alle meine Bemühungen fruchtlos blieben, gab ich die Seele auf. Am Palmsonntag nun wollte ich die Dame mit einer kurzen Ermunterung zur Erfüllung ihrer Osterpflicht entlassen, da mir ja bekannt war, daß sie ihren Seelenzustand klar übersah, als sie mir sagte, daß sie auch gern beichten möchte. Ich schickte die Kinder nach draußen, um die nähere Vorbereitung gleich zu beginnen. Da erfuhr ich denn die große Scham, die die Dame über ihre Sünden hatte. Was für Freude muß doch ein edler Priester empfinden, wenn er ein so zerschlagenes, wundes Menschenkind wieder aufrichten und durch das kostbare Blut Jesu von allen Flecken reinigen kann! Die Dame beichtete nach zwei Tagen in unserer Kapelle und war überglücklich, nach überstandener, demütiger Selbstanklage, aber noch seliger, als am folgenden Morgen der liebe Heiland nach so langer Abwesenheit wieder Wohnung bei ihr genommen hatte.

Die Pflicht gebietet Einhalt. So muß ich denn meine Erzählungen abbrechen. Wenn der liebe Gott will, schreibe ich später mehr. Ich bitte alle um innige Gebetshilfe und Opfer für die Bekehrung von Lourenço Marques.

Schw. M. Archangela C. P. S.

Die Lampe im Heiligtum

Das ewige Licht ist die Flamme, die aus dem Herzen bricht.
Das ewige Licht ist die Stimme, die still zum Geliebten spricht.
Das ewige Licht ist die Rose, die ihn bräutlich umflieht.
Das ewige Licht ist ein bezauberndes Liebesgedicht.
Das ewige Licht macht alle Lichter der Welt zunicht.
Das ewige Licht ist die Seele, betend vor Gottes Angesicht.
O ewiges Licht! Mir leuchte dein Glanz, wenn mein Auge bricht!

Der Pfleger unserer Schlafkranken

Louis Lombale war Arbeiter gewesen bei den Weißen und kam in den ersten Jahren unseres Hierseins nach Bama-
mania, um sich mit Frau und Kind taufen zu lassen. Dann bat er, um hier als Arbeiter aufgenommen zu werden, um nur recht nahe beim Priester und bei der Kirche zu sein, und war einer unserer eifrigsten Christen, voller Aufopferung für andere, und bereit für jeden Dienst. Wir konnten ihm keine größere Freude machen, als wenn wir ihn in unser Krankenhaus riefen, um dort den armen Kranken etwas vom lieben Gott, oder von der hl. Taufe zu sagen. Oft nehmen es die Schwarzen viel eher an, wenn einer ihresgleichen ihnen gut zuredet, vor den Schwestern hatten manche, besonders in den ersten Jahren, etwas Angst. Wenn Lombale dann sah, daß wir die Kranken wuschen und reinigten und das Haar schoren, so bot er sich gleich freiwillig an und sagte: „Mama, das will ich tun, gib mir die Schere.“ — Darum wurde er von den hochw. Patres, als ein Hospital für Schläfer errichtet wurde, zum Aufseher derselben bestimmt, denn wir Schwestern konnten bei der vielen Arbeit nicht den ganzen Tag dort sein. Wenn wir des Morgens hinkamen, war unser Louis schon fleißig an der Arbeit. Er bekam eine Wohnung, einige Minuten von den Kranken entfernt. Wie oft ist er in dunkler Nacht in die Wildnis zu ihnen gegangen, wenn er wußte, daß Schwerkranke dort waren. Das Hospital lag im Wald, eine Viertelstunde von hier. Denn wegen der Ansteckungsgefahr wurde ein abgesonderter Ort gewählt. Auf Wunsch des Staates wurde das Krankenhaus noch weiter verlegt, nämlich auf eine Insel in unserm Rucki-Fluß. Sofort bot Lombale sich an, dorthin zu gehen; es wurde ihm ein Haus am Fluß gebaut, während die Wohnungen der Kranken 10 Minuten weiter in den Wald hinein errichtet wurden. Da hat nun der unermüdliche Krankenzpflger 5 Jahre gearbeitet und gewirkt, die Kranken in liebevoller Weise gepflegt, das Essen, welches täglich von zweien unserer Mädchen hier bereitet wird, hinübergeholt, verschiedene in Todesgefahr getauft, und so viele, viele, wohl mehrere Hundert, auf dem neben dem Hospital errichteten Friedhof zur letzten Ruhe bestattet. Wenn wir Schwestern hinüberfahren, um den armen Kranken beizustehen, so fanden wir ihn immer munter und von Herzen vergnügt bei seiner Arbeit, die doch von so vielen andern aus Furcht vor Ansteckung nicht übernommen worden wäre, selbst nicht für vieles Geld. Nichts scheute er, auch nicht die Elefanten und Leoparden im Wald, die abends und nachts in die nächste Nähe seiner Behausung kamen. Ja, er hatte sich in heroischer Weise ganz dem lieben Gott zum Opfer gebracht. Als er einst im Unterricht gehört hatte, wie erhaben und verdienstvoll es sei, als Märtyrer der Nächstenliebe zu sterben, brachte er dem hochw. Pater Geld, um eine hl. Messe zu lesen, daß er einst an der Schlafsucht sterben dürfe. Der hochw. Pater nahm das Geld an, sagte ihm aber, er solle nicht darum

beten, sondern vielmehr, daß der liebe Gott ihm Kraft schenke, noch lange bei den Armen zu wirken. Oft, wenn wir nach dort kamen, und er gerade am Auswerfen eines Grabes war, sagte er: „Mama, hier will ich begraben sein.“ Der liebe Gott hatte, wie es scheint, sein Wohlgefallen an dem guten Willen unsers Lombale und wollte ihm schon bald die erbetene Krone schenken. In diesem Frühjahr erkrankte er und obgleich mehrere Anzeichen der Schlafsucht zu bemerken waren, zweifelten wir doch noch, aber es stand fest, daß er ihr Opfer bereits sei. Um ihn etwas von diesem Gedanken abzubringen, ließ der hochw. Pater Superior ihn nach Bamania kommen und gab ihm eine andere Beschäftigung. Allein Lombale hatte keine Ruhe. Er ließ



Bei den Schlafkranken

mit Bitten nicht nach, bis er wieder auf dem Eiland war, um dort seine letzten Kräfte zu opfern. Unermüdetlich war er bei seiner Lieblingsbeschäftigung: Kranke versorgen, Gräber machen und Tote bestatten. In seinem Leiden war er nicht nur ergeben, sondern glücklich und froh. Endlich versagten die Kräfte, er mußte sich selbst legen, und er, der so viele versorgte, hatte nun noch das Leid, daß seine eigene Frau aus Furcht vor der Ansteckung sich scheute, ihn zu pflegen. Die Krankheit nahm bei ihm einen ziemlich schnellen Verlauf, dauerte kaum $\frac{1}{2}$ Jahr, vielleicht, daß noch eine andere Krankheit mit im Spiel war. Als eine unserer Schwestern ihn kurz vor dem Tode besuchte sagte er: „O ich möchte so gern aus meinem Haus heraus in eines der kleinen Häuser der Schläfer, um dort zu sterben!“ Als der hochw. Pater kam, um ihm nochmals die hl. Sakramente zu bringen, stellte er dieselbe Bitte. Es wurde ihm erlaubt, sich am

folgenden Tage dorthin bringen zu lassen. Er selbst fühlte jedoch, daß es am folgenden Tage zu spät sein werde, denn noch am Nachmittag rief er den Krankenwärter und schleppte sich mit dessen Hilfe mühsam die 10 Minuten weit durch den Wald zum Hospital. Dort legte er sich in eines der kleinen Häuser nieder, die da erbaut sind für besondere Fälle der Schlassucht, und war nun zufrieden. Er bestellte dann noch, ihn nach seinem Tode in denselben ärmlichen Stoff zu hüllen, in dem man die Schläfer begräbt. Man ließ ihn die Nacht allein mit einem anderen Schläfer, der noch sehr rüstig war. Niemand dachte, daß der liebe Gott ihn so schnell rufen werde. In der Nacht rief er den anderen Kranken an, sagte ihm, daß er fühle, es gehe zu Ende, und bestellte Grüße an seine Frau und Kinder, an die hochw. Patres und an die Schwestern, sogar an die Kinder von Bomania und ordnete an, daß den einen Teil seiner Stoffe, den er zurücklasse, seine Frau, den anderen Teil die hochw. Patres erhalten sollten, um hl. Messen für ihn zu lesen. (Die Hinterlassenschaft der Neger besteht nämlich meist in Stücken Stoff, die sie, sobald sie Geld in Händen haben, dafür eintauschen.) Plötzlich rief er: „Seht ihr nicht die Engel, die mich holen kommen?“ — Noch einige Stündchen, und als der Morgen graute, war sein Opfer vollendet und seine Seele beim lieben Gott. Der Krankenwärter, der am Morgen hinüberging, fand ihn bereits tot und erfüllte sofort seine letzte Bitte; denn obgleich die Frau einen recht schönen Stoff herbeibrachte, um die Leiche darin einzuhüllen, so wurde er doch mit dem ärmlichen schwarzen Stoff der Schläfer bekleidet. Ebenso gab der hochw. Vater seiner Bitte nach, seine Leiche, statt auf dem allgemeinen Kirchhof, dort bei den Schläfern zu bestatten. Er bekam seinen Platz am Ende des Kirchhofes neben dem Hospital, so daß er die von ihm Bestatteten zu seinen Füßen hat. Ein nettes Holzkreuz, welches auf unserer alten Kapelle gestanden, pflanzten wir auf sein Grab. Dort in der Wildnis ruht er nun aus und wartet auf eine glorreiche Auferstehung, der arme und doch so glückliche Schwarze, der sein Leben gab für seine schwarzen Brüder. Wirklich, man möchte an seiner Stelle dort ruhen. Muß man sich nicht wundern, was die Gnade Gottes wirkt in diesen wilden Menschen, die noch vor einigen Jahren soweit gingen, daß sie ihre eigenen Brüder aufaßen! Und wenn man dazu bedenkt, welche Angst sie bis jetzt vor der Schlassucht haben, so daß sie ihre nächsten Angehörigen, die davon erfaßt werden, sofort in den Wald hinein in eine kleine Blätterhütte tragen und ihnen kaum das Nötigste an Nahrung bringen, nur um nicht in ihre Nähe zu kommen. Das sind doch schöne Erfolge der Mission!

K

**Habe keine Sorge für den morgigen Tag; denke nur daran,
heute gut zu handeln; für den morgigen Tag Sorge
erst, wenn er gekommen ist. Franz von Sales.**



Msgr. Munsch, früher Apostol. Vikar des Kilimandscharo-Vikariates,
hält in Mgeta Firmungs-Examen.

Eine Glaubensheldin

Bizani Myeza war das älteste Kind eines Heiden in der Nähe von Dumisa. Schon als kleines Mädchen hatte sie das Vieh ihres Vaters zu hüten, da ihre Brüderchen ja noch ganz klein waren. Als einmal eines derselben erkrankte, mußte sie jeden Morgen bei einem etwa $\frac{3}{4}$ Stunden entfernten Verwandten Milch für das kranke Kind holen. In dieser Zeit war es, als die Gnade zum erstenmal an ihr junges Herzchen anklopfte. Ihr Weg führte an der Bahnstation Sawoti vorbei. Da blieb sie nun nach Kinderart jedesmal stehen, bis ein Zug einlief. Der Zug brachte jeden Tag die Post mit für die kaum 20 Minuten entfernte Missionsstation Himmelberg. Ein Mädchen, das um einige Jahre älter war als Bizani, stand dann bereit, die Posttasche in Empfang zu nehmen. Die zwei Mädchen wurden nach einigen Tagen vertraut miteinander und man fragte nach dem Woher und Wohin. Zum erstenmal hörte Bizani von einer Missionsstation, wo weiße Männer und Frauen Kinder und große Leute unterrichten. Sie hörte zum erstenmal vom Unkulunkulu, dem großen Gott, der alle Menschen, auch die schwarzen, lieb hatte. Ja, da möchte sie auch hin zum Unkulunkulu, denn dort, so dachte sie, müsse alles Gute und Schöne zu haben sein, sonst würde er nicht Unkulunkulu (der Größte der Großen) heißen. Aber wie

hinkommen? „Wo wohnt er?“ fragte Bizani. „O das ist einfach,“ so belehrte sie das größere Mädchen; „schau, dort hinter dem Walde wohnen wir; du gehst die Straße entlang und wenn du am Walde vorbei bist, dann siehst du große Häuser aus Stein gebaut, und dann bist du bei uns.“ Gesagt, getan!

Einige Tage später ging Bizani wieder Milch holen, aber statt zum Onkel zu gehen, ging sie mit dem Milchgefäß die Straße entlang dem Walde zu. Ihr kleines Herzchen zitterte vor Angst, als sie auf einmal vor den, nach ihrer Berechnung, allmächtigen Häusern stand. Was sollte sie nun sagen? Sie setzte sich mitten auf die Straße. In einem dieser komischen Häuser, hörte sie viele Kinderstimmen. Draußen aber sah sie lange niemand und sie war nahe daran, zu weinen. Auf einmal ertönte ein Glöcklein, ein kurzes Gebet wurde gesprochen, und nun wurde es lebendig auf dem Platze. In jugendlichem Übermut stürzten sie alle der Reihe nach heraus, Buben und Mädchen. Bald ist Bizani von einer Schar Mädchen umringt. Ihre Freundin von der Bahnstation her macht sie bekannt. Bizani will lernen. In fröhlichem Aufzug geht's zur Inkosazana, der Schulschwester! Nachdem die Schwester den Hergang vernommen hatte, machte sie ein besorgtes Gesicht, sie wußte aus Erfahrung: Heute oder doch morgen gibt's einen unlieben Auftritt. „Wir wollen sehen, was wir machen; das Kind ist fast noch zu klein für die Schule, bringt sie einstweilen in die Kinderküche, damit sie dort sich erwärme und etwas Warmes zu essen bekommt.“ „Aber, Schwester, bitte, gib ihr doch ein Kleidchen, damit sie uns gleich ist.“ „Ja, ja, sie bekommt ein Kleidchen, wenn ich erst mit ihrem Vater geredet habe, der wird schon heute noch kommen“, begütigte die Schwester die Kinder. Bizani wird in die Küche gebracht. Eine etwas ältere Frau aus dem Weibertrost waltet dort ihres Amtes. Nachdem Bizani ein Schüsselchen voll Maisbrei gegessen hatte, muß sie auch hier Rede und Antwort stehen. Der gütigen Küchenmutter vertraut Bizani ihren heißen Wunsch an, auch so ein Kleidchen zu erhalten, wie sie's bei den anderen Kindern während der Pause gesehen hatte. Die gute Alte versprach zu helfen. Bald war es Mittag und wieder sah sich Bizani umringt von einer Schar Mädchen, die sich über den neuen Ankömmling herzlich freuten.

Aber noch konnten sie den Neuling nicht Schwesterchen nennen, war er doch bloß mit einer handbreiten Lendenbinde bedeckt und einem anderen kleinen Fetzchen, das ihm über der Schulter hing. Nein, da muß die Inkosazana helfen.

Im Verein mit der guten Küchenmutter wurde die Schwester bestürmt, die Einkleidung vorzunehmen. Wer hätte da widerstehen können? Bizani erhält ein Hemdchen und ein buntes Kleidchen. – Hei, wie stolz sie war, sie dünkte sich auf

einmal so groß und wichtig. Auch dem Baba, dem gütigen Priester der Station, wurde sie vorgeführt. Wie wird erst die Abendsonne glänzen, nachdem der Morgen schon so golden war. Armes Kind, du ahnst noch nicht, was alles du um deines Glaubens willen wirst leiden müssen.

Es ist 1 Uhr. Die Glocke läutet zur Arbeit. In Reih und Glied stellen sich die Kinder auf, um auf die Maisfelder zum Säen zu gehen. Bizani ist noch zu klein, sie darf in der Küche bleiben und beim Kartoffelschälen helfen. Es vergehen keine zwei Stunden, da kommt ein wilder Heide daher und verlangt mit zornfunkelndem Antlitz sein Kind. „Bist du der Vater des kleinen Mädchens, das heute zu uns kam?“ redete ihn begütigend der Missionar an. Der Mann bejahte es, und nun schickte der Missionar zur Schulschwester und zum Kinde.

Die gütigen Worte des Missionars beruhigten den Mann etwas. Bizani kam an der Hand der Schwester. Es wurde nun abgemacht, daß sie als Tageschülerin lernen solle, sobald sie etwas größer sei, mittlerweile aber solle sie jeden Sonntag mit einer Base, die in der Nähe ihres heimatlichen Kraales wohnte, zur Kirche kommen. Das Kleidchen durfte sie anbehalten für den sonntäglichen Gottesdienst. Es wurde Abschied genommen. Bizani schluchzte. Die Schwester tröstete sie auf ein baldiges Wiedersehen.

Der Heide trat voran, Bizani hinterher, ihre armseligen Fäden auf dem Kopfe zusammengerollt, die sie auf Geheiß ihres Vaters holen mußte. Als sie einen kleinen Abhang hinter sich hatten, der sie außer Sicht brachte, drehte sich der heidnische Vater um und befahl: „Zieh die Kleider, die du von den Amaroma erhalten hast, aus und lege sie auf jenen Stein.“ Zitternd gehorchte Bizani, denn schon sah sie den Vater nach einer saftigen Rute Umschau halten. „Marschiere vor mir her“, lautete der nächste Befehl, und schon fauste die Rute über ihren nackten Rücken. „Wirst du zu den Amaromas zurückgehen?“ fragte zornfunkelnden Auges der Vater. Bizani schwieg. Wie konnte sie „nein“ sagen, da sie doch um jeden Preis lernen wollte, um den Unkulunkulu kennenzulernen. Das Schweigen des Kindes reizte den Vater zur Wut und erbarmungslos hieb er auf das Mädchen ein. Als sie zu Hause anlangten, war ihr ganzer Körper eine Schwièle. Aber noch war der Vater nicht befriedigt. Das Schweigen Bizanis auf seine immer und immer wiederholten Fragen, ob es zur Mission zurückkehren werde, brachte ihn ganz von Sinnen. Unbarmherzig hieb er auf das Mädchen ein, aber nicht mehr bloß mit einer Rute, nein, mit einer Sehne, die er von einer getrockneten Ochsenhaut abschnitt. Das standhafte Mädchen weinte und krümmte sich unter brennenden Schmerzen, aber es wollte nicht lügen. Zuletzt nahm ihm der Schmerz die Stimme und wohl auch die

Befinnung, als endlich die Mutter heimkam und der blutigen Szene ein Ende machte. Das Körperchen der armen Bizani war nur mehr eine Wunde und blutrot gefärbt. (Als Bizani, die nun schon lange eine christliche Frau ist, mir obiges erzählte, rannen ihr die Tränen über die Wangen. Sie sagte: „Verzeih mir, Schwester, ich kann nie ohne Tränen an jenen Tag denken.“)

Der Vater ging, ertränkte seine Wut im Biertopf, die Mutter aber wusch den blutenden Körper. Dann holte sie getrockneten Kuhmist, mahlte ihn auf einem Stein zu Pulver, füllte einen Sack damit und legte Bizani darauf, denn wie hätte sie mit so vielen Wunden auf einer Matte liegen können. Das war ein furchtbarer Tag! Der erste, an dem Bizani ausgegangen war, ihren Gott zu suchen.

Wird es der letzte sein? O nein, das war nur ein Vorspiel von all jenem Leid, das ihrer wartete vom ersten Monat ihres Eh- und Wehstandes an bis auf den heutigen Tag. Und all dies Leid einzig und allein nur um des Glaubens willen. Bizani sagte es uns selbst: „Mein Beruf ist; für den Glauben zu leiden.“

Eine ganze Woche lag das Kind auf dem Düngerbette, ohne sich rühren zu können. Die Mutter holte Salbe für seine Wunden auf der Missionsstation. Wie leid tat dem Missionar und den Schwestern das Kind! Wie staunten sie, von einer Tante Bizanis zu hören, das Kind wolle um jeden Preis wieder zurück, obwohl die Wunden noch nicht einmal verheilt waren. Der Missionar sann auf einen Plan. „Sage dem Mädchen, wenn es wolle, so würde ich es auf einer Station, die viele Stunden von hier entfernt ist und wohin der Vater nicht leicht kommen könne, unterbringen.“ Mit Freuden willigte das Kind ein, selbst die Mutter wurde in den Plan eingeweiht und sagte zu. Die Tante, eine Witwe, hatte schon lange vor, auf der Missionsstation Clairvaux Besuche abzustatten; da mußte sie an Mariathal vorbei und dorthin sollte Bizani gebracht werden. Noch war sie nicht ganz hergestellt. Dicke Krusten zeigten noch überall die Mißhandlung an, die das Kind erlitten hatte. Montag früh sollte sich das Kind aufmachen zur Bahnstation Dumisa. Die Mutter kochte ihr abends vorher das Essen, da sie als Hebamme oft unversehens Dienste zu tun hatte. In der Nacht wurde wirklich die Mutter auch geholt, so fiel wenigstens kein Verdacht auf sie. Montags früh ging der Vater nicht aus dem Kraal. Wie sollte sich Bizani nun an den Ektopf wagen, ohne Aufsehen zu erregen? Wenn doch der Vater den Kraal verliese? Vergebens! Es müsse bald Zeit sein, dachte Bizani. Sie sann auf eine List, um den Zug nicht zu verspäten. Sie nahm eine Rute vom Feuerherd mit der Bemerkung, sie wolle die Ziegen vom Hofe jagen. Das

Mädchen trieb die Ziegen so weit weg, bis sie nicht mehr gesehen werden konnte; dann warf sie die Rute weg und lief so schnell, als ihre schwachen Beine sie tragen konnten, die Straße entlang, Dumisa zu. Adelheid, so hieß die Tante, hielt Ausschau. Als sie Bizani erspähte, ging sie ihr entgegen, und da sie hörte, daß sie noch nichts gegessen habe, verbarg sie das Kind hinter einem Busch. Daheim brachte sie ihm ein kräftiges Essen und belehrte es über sein Verhalten am Bahnhof. Adelheid fürchtete den Zorn des Heiden, wenn es ruchbar würde, daß sie ihm zur Flucht verholfen habe. Aber Bizani sollte allein weitertrappen bis zur Station. Dort wollten sie sich zufällig treffen, sie sollte sich stellen, als ob sie recht neugierig alles anschauen wolle. So geschah es. Adelheid stellte einige neugierige Fragen an das Kind in Gegenwart mehrerer Bekannten. Dann plauderte sie gemütlich mit andern, ohne sich weiter an Bizanis Gegenwart zu stören. Der Zug lief ein. Adelheid bat das Kind, ihr beim Gepäck behilflich zu sein, und ehe man sich versah, war Bizani im Zug verschwunden, der auch schon wieder abdampfte. Die beiden hörten nur noch die Rufe: „Weib, das Kind des Ulyeza muß hineingeraten sein! Wo ist es?“ Es war zu spät.

Abends spät gelangten die beiden in Mariathal an. Ein Brief des Missionars an seinen Mitbruder in Mariathal erklärte die Sachlage. Bizani wurde den Schulkindern beigegeben. Auch hier beurteilte man sie für noch zu klein, um am regelmäßigen Schulunterricht teilnehmen zu können. Sie ist immer klein an Gestalt gewesen und auch geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

2

Schnell geheilt

Wie abergläubisch der Neger ist, zeigt folgende Begebenheit: Bekanntlich opfert er dem „Großen Geist“, um Regen zu erhalten, um eine gute Ernte, um Genesung von Krankheiten usw. Nun fiel es den „verständigen Alten“ eines Nachbaarkraals ein, sich einen andern Geist zu wählen, den sie „Dukutira“ nannten; er sollte ihre Felder gegen die Affen schützen. Dafür würde ihm ein Topf Bier geopfert. Die alten Veteranen schmunzelten über diese Erfindung vor Freude. Es hieß: „Nun brauchen wir nicht mehr in aller Frühe aufzustehen, frieren nicht mehr, werden vom Regen nicht mehr naß; nein, wir können gemütlich schlafen, bis die Sonne hoch am Himmel steht, und beim Feuer sitzen bleiben. — Das Lektore ist ja dem Neger sein halber Himmel auf Erden. — Bei dieser Versammlung war ein einziger Christ, mit Namen Hermann. Er stellte seinem Vater die Albernheit vor Augen und ging jeden

Tag seine Felder selbst bewachen. Auch sein Vater stimmte ihm bei und teilte mit seinem Sohn die Arbeit. Spöttisch schauten die andern auf diese beiden hernieder und begrüßten sie mit Stichelreden, wenn sie naß vom Felde heimkamen.

Einige Zeit waren die Affen auch nicht mehr auf das Feld der Heiden gekommen, und es hieß: „Dukutira waltet sehr gut seines Amtes!“ Sie wiegten sich in Sicherheit und blieben gemütlich bei ihrem Feuer und beim Biergelage sitzen. Doch da tauchten auf einmal Hunderte von Affen auf, fraßen, zertraten und stahlen nach wahrer Räuberart. Die schönen Felder waren ein Bild der Zerstörung; Hermanns Feld jedoch stand blühend da.

Wie schüttelten da die Alten die Köpfe: „Woher mag das gekommen sein? Da muß gewürfelt werden, um zu finden, wer die Schuld daran hat. Und die Lösung war: „Dukutira ist gleichgültig geworden, denn man hat ihm kein Bier mehr geopfert; seine Arbeit für den ersten Topf war aber getan.“

Nun ist Dukutira wieder abgedankt, und jeder geht wieder bei Wind und Wetter seine Felder bewachen und spottet nicht mehr über Hermann und seinen Vater.

K

Die praktische Hausfrau

Aufbewahrung im Eisschrank. Man vermeide stets, starkkriechende Speisen mit anderen gemeinsam im Eisschrank aufzubewahren. Ebenso vermeide man, Speisen heiß in den Eisschrank zu bringen, da sie sonst ungünstig auf die anderen vorhandenen Nahrungsmittel einwirken und oft sogar Schimmelbildung hervorrufen. Überhaupt muß das Innere des Eisschranks peinlich sauber gehalten werden. Es empfiehlt sich ein wöchentliches, gründliches Auswaschen mit heißem Wasser, in dem man etwas übermangansaures Kali aufgelöst hat, mit nachfolgendem Ausspülen mit klarem Wasser.

Bademützen bewahrt man vor dem Rissigwerden, wenn man sie öfter mit Glycerin abreibt. Man erhöht dadurch ihre Lebensdauer beträchtlich.

Schimmelflecke in Kleidern entfernt man durch Bestreichen derselben mit Salmiak und Salz, aufgelöst in Wasser. Nachdem die Kleidungsstücke dann einige Stunden der Luft ausgesetzt werden, sind die Flecke verschwunden.

Siegellackflecken aus Schreibtischbezügen zu entfernen. Man betupft die Siegellackflecke mit Spiritus 2—3mal und die Flecke verschwinden, da der Spiritus den Siegellack auflöst. Die betreffenden Stellen sind vorsichtig trocken zu reiben und ein wenig zu bürsten, damit keine Ränder entstehen. Dieses Verfahren läßt sich auch auf alle mit Siegellack in Berührung gekommenen Stoffe anwenden.

Schweißflecke in weißseidenen Blusen dürfen nicht mit Seife gewaschen werden. Man weiche sie vielmehr in warmem Wasser ein, dem etwas Salmiakgeist zugesetzt wurde, und spüle in warmem Wasser nach. Ist der gelbe Schein dann noch nicht völlig verschwunden, so beträufele man die Stelle mit etwas Zitronensaft und spüle tüchtig mit warmem Wasser nach.



F ü r d i e K i n d e r

In kindlichem Eifer

Die Kinder hatten im Religionsunterricht gehört, daß im Notfalle jedermann taufen könne. Desgleichen kannten sie das Wort des Herrn: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden.“ Und daraus zogen sie die einfache Schlussfolgerung, im Notfalle müsse man jeden Menschen taufen. Daß beim Erwachsenen auch das Verlangen nach der Taufe, sowie Reue über die begangenen Sünden usw. erforderlich sei, übersehen sie in ihrem Eifer ganz.

Nun wurde eine Verwandte des kleinen Petrus, ein heidnisches Mädchen von etwa 13—14 Jahren, das nur 5 Minuten von der Station entfernt wohnte, schwer krank. Petrus wußte, der Vater würde die Taufe um keinen Preis gestatten, die kranke Schwester aber um ihre Einwilligung zu fragen, fiel ihm gar nicht ein. Er kalkulierte einfach so: sie ist schwer krank und muß vielleicht bald sterben. Stirbt sie ohne Taufe, so kommt sie nicht in den Himmel; sie muß aber in den Himmel kommen, und daher muß ich trachten, sie schnellstens zu taufen.

Petrus weihte noch zwei andere Schulkameraden in das Geheimnis ein und begab sich mit ihnen zur Hütte der Kranken. Hier schickte er unter irgendeinem Vorwand alle Insassen hinaus, stellte den einen Knaben als Wächter ans Schlupfloch, denn Türe kann man da nicht sagen, und dem zweiten befahl er, das Mädchen festzuhalten, während er selbst, ohne viel Federlesens zu machen, über deren Kopf Wasser goß mit den Worten: „Nakubatiza ka zina ja Tate na ja Nwana na ja Mpeho mncashiki“, „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ —

Das erschrockene Mädchen war ob des plötzlichen Überfalles einfach sprachlos, und als sie wieder zur Besinnung kam, waren die „drei Apostel“ schon über alle Berge und erzählten



Schmetterlingsreigen bei einer Schulfeier Mai 1935, Lourenço-Marques.

in der Schule triumphierend ihre Heldentat. Die Freude des erstaunten Missionars und der Lehrerin war natürlich weniger groß. Da gab es Aufklärungen über Aufklärungen, und die drei Helden machten nun lange Gesichter. — Das eine Gute hat jedoch die Sache gehabt: der betreffende Punkt im Katechismus wurde fortan viel gründlicher und ausführlicher behandelt als zuvor.

Und das kranke Mädchen? Dieses war in ungefähr 14 Tagen wieder gesund, blieb noch eine Zeitlang Heidin, kam aber später doch zum wahren Glauben und ließ sich gültig taufen.

✻

Das Muttergotteskind am Himmelstor

Ein Seelchen klopft ans Himmelstor,
 Sankt Peter tritt ans Gitter vor.
 „Sankt Peter, Sankt Peter! tu auf geschwind,
 Ich bin ein Muttergotteskind.“
 „So nennt ihr euch doch allzumal
 Und schlüpfst mir in den Himmelsaal.
 Geduld, du gehst noch nicht herein,
 Dein Kleid ist noch nicht makelrein!“
 Und als das Seelchen zu weinen begann,
 Da fing ein Glöcklein zu läuten an.
 Im Himmel grüßte Gabriel
 Die Mutter des Emanuel.
 Welch wunder süße Melodie!
 Das Seelchen hörte Süß'res nie.

Und alle Chöre stimmen ein,
 Und tausend Glöcklein schallen drein.
 Das Seelchen kniet auf einem Stern
 Und betet laut den Engel des Herrn,
 Dann nimmt's den Rosenkranz zur Hand,
 Den nahm es mit aus dem Pilgerland.
 Viel Ave zählt es an der Schnur,
 Wallt auf und ab die Sternensflur. —
 Was leuchtet dort im Glorienschein
 Auf hohem Turm von Elfenbein?
 O, das ist uns're liebe Frau:
 Ihr Mantel glänzt im Himmelsblau;
 Ihr Antlitz strahlt im Sonnenglanz,
 Ihr Haupt bekrönt ein Strahlenkranz.
 Und auf das Seelchen fließt ein Strahl,
 Der tilgt die Makel allzumal.
 Dann neigt sich tief die Königin
 Und reicht die Hand dem Kinde hin.
 Sie zieht es an ihr Herz empor
 Und stellt es ihrem Sohne vor.

K

Zuflügelte Rede

Die junge Lehramtskandidatin hat Revision. Zum Stoff ihrer Naturkundestunde hat sie die Raube gewählt. Die Einleitung ist geschickt und zielbewußt angelegt und lautet folgendermaßen: „Denkt einmal, ihr liegt in euren Bettchen; es ist ganz dunkel; alles im Hause schläft schon; da schleicht etwas die Treppe herauf, ganz leise, daß es niemand hört; was mag das wohl sein?“

Strahlend meldet sich die kleine Anna: „Der Babba!“

Eine spaßige Antwort.

In der Schule ist heute Geographiestunde. Die kleinen Neunjährigen versagen leider in den meisten Fragen, — wie kann man mit neun Jahren auch wissen, wie die Planeten alle heißen, wie groß die Erde ist und was derlei schwierige Fragen sonst sind. Der Lehrer möchte mutlos werden —, schließlich versucht er es doch noch mit einer letzten Frage. „Wer kann mir sagen, was ein Globus ist?“ Sofort erhebt die ganze Klasse wie ein Mann die Hand, einer überschreit den andern und aus 35 frischen Kinderkehlen schallt es freudig: „Ein Globus ist ein Fuß-Extrakt!“

Kindlich.

Marianne: „Herr Mai, möchten Sie mir nicht meine Puppe wieder heil machen? —“

Herr Mai (zu Besuch): „Das kann ich leider nicht, Marianne.“

Marianne: „Ja, wir haben aber doch heute in der Schule gesungen: Alles neu macht der Mai.“

Eine schwere Frage.

Professor: „Nun, Müller, wie viele Reisen um die Erde machte der Engländer Cook?“

Müller: „Drei!“

Professor: „Und auf welcher wurde er erschlagen?“

Rätselauslösungen aus voriger Nummer

1. Landstraße, 2. Bett.

Es ist Hochsommer, jene Zeit, in der die Beiträge für die Caritasblüten gewöhnlich sehr spärlich einkommen, so daß kaum die Unkosten gedeckt werden können, gewiß ist der arme, ausgetrocknete Geldbeutel schuld daran. Auch dieses Jahr hat der Monat Juni nicht viel gebracht, allen aber, die die Beiträge einsandten, sowie allen lieben Wohltätern, die ihr Scherlein für die Mission sandten, danken wir mit einem recht warmen, herzlichen Vergelt's Gott, das wir der lieben Himmelskönigin am Feste der Himmelfahrt betend zu Füßen legen mit der Bitte, sie möge in die Familien unserer lieben Abonnenten und Gönner, vom Throne ihrer Herrlichkeit einige Strahlen der Gnade und Freude hernieder senden, damit sie alle mutig den steilen Weg zum Himmel weiter wandern.

Bergan.

Oft, wenn ich ermattet nicht weiter kann,
Der Weg vor mir steinig und steil bergan,
Und alles so dunkel und dornig und kahl — —
Dann schickt mir Gott einen Sonnenstrahl,
Dann hat alles Seele, es lebt und ist schön;
Das Moos an den Steinen, der säuselnde Föhn.
Es leuchten die Höhen, umgoldet von Hauch,
Und Röslein am Wege erblühen mir auch.
Das Herz wird mir fröhlich, das Auge licht.
Und froh schreit ich weiter den Pfad der Pflicht.

Vollkommene Ablässe

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 15. August bis zum 15. September gewinnen können: 1. am Feste Mariä Himmelfahrt oder in der Oktav; 2. am Feste Mariä Geburt; 3. am Feste Kreuzerhöhung und 4. an einem beliebigen Tage des Monats. Bedingungen: Würdiger Empfang der hl. Sakramente und Gebet nach Meinung des Heiligen Vaters.

Goldkorn für die Mitglieder der Erzbruderschaft vom kostbaren Blut: Zur hl. Theresia, die der Andacht zum kostbaren Blut sehr ergeben war, sagte einst der liebe Heiland: „Da du, meine Tochter, nichts hast, womit du mir vergelten könntest, so schenke ich dir all mein Blut, damit du es dem himmlischen Vater aufopferst und versichert feiest, dadurch ausgezeichnete Gnaden zu erlangen.

Gebetserhörung

Innigster Dank U. lieben Frau von Lourdes und dem heiligsten Herzen Jesu für die auffallende Hilfe in langwieriger, schwerer Krankheit. Herz Jesu von Güte und Liebe voll und Heil der auf Dich Hoffenden, wir vertrauen auf Dich!

Von einer Missionschwester.